

Frauen = Zeitung.

Ein Organ für die höheren weiblichen Interessen.

Preis:
15 Sgr. vierteljährlich.

Begründet und fortgesetzt
von

Inserate:
2 1/2 Sgr. die Zeile.

4. Jahrgang.

Louise Otto.

2. Quartal.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlags-Expedition.

Motto: Dem Reich der Freiheit werb' ich Bürgerinnen.

Nr. 19.

Sonntag, den 16. Mai.

1852.

Die strebenden Frauen.

2.

Bei den Frauen unterscheiden wir Selbstlaute und Mitlaute; gleichwie bei der Wortbildung sind aber die Mitlaute in der Mehrheit, und unter diesen wieder die stummen oder Starren im Uebergewicht; die gehauchten Töne hingegen verharren bei den taubstummen Gemüthern. Die ursprüngliche Lautreinigung ist jedoch durch das steigende Bedürfnis im Verkehr vielfach geschwächt, gebrochen und getrübt worden, und besonders sind es die flüssigen Mitlaute, welche die Näherung und Vermischung der unselbstständigen Töne mit den selbstständigen vermitteln. Letztere, wenn auch die Minderzahl, haben jedenfalls den Vorzug, daß sie die größere Zahl theilen, und so wird dann der Verhältniß- oder Wurzelzeiger gefunden.

Vom allgemeinen Bildungstrieb verlautet unter der Mehrheit der Frauen so wenig, daß sie oft äußerlich der Bewegung nach ausweichen, wenn sie schon innerlich davon angegriffen sind. Das ließe sich kaum mit der den Frauen eigenen Bildsamkeit vereinbaren, wenn diese eben nicht auch die Fügsamkeit nach sich zöge, eine Fügsamkeit, welche zur Erniedrigung der Frauen männlich mißbraucht, nun noch als innere Nothwendigkeit beschönigen soll, was ein äußerer Druck absichtlich verbrochen hat. Ja eine solche Auslegung wäre versänglich wahr, betrachtet man die bestimmte Stufe, auf der die Frauen im Allgemeinen verharren, schnellte nicht die Federkraft ihres Geistes beim geringsten Nachlaß des Druckes, sie durch alle Steigerungen empor. Da bei solchen Gelegenheiten die räumlichen Begriffe der Frauen jedesmal wachsen, so trifft es sich leicht, daß viele derselben sich nur augenblicklich, und andere

nie wieder in die vorige Lage zurückdrängen lassen. Zwar hat die Gegenwart Frauen genug aufzuweisen, die mißtrauisch in ihre eigne Kraft, auch die ihrer Nachbarinnen anzweifeln, und überhaupt ihrem Geschlecht einen Eigenwillen so wenig verzeihen können, daß, sobald es einer Flüchtigen gelingt, sich in die heilige Halle der Freiheit zu retten, sie beispielsweise den ersten Stein davor wälzen, um dieselbe dem Hungertode preiszugeben. Allein im Ganzen schwindet immer mehr der charakteristische Glaube alles von der Zukunft als Ueberraschung zu erwarten, statt sie mit gegenwärtigem Selbstvertrauen zuvorkommend abzuholen. — Je mehr die Thatkraft vom Leben unmittelbar abgewiesen wird, je verderblicher wirkt sie mittelbar. So haben sich die Frauen eine Gefühlswelt eingerichtet, die in der Wirklichkeit ihres Gleichen sucht. Als nothwendige Verneinung der müßig ausschweifenden Einbildungskraft, verächtet es der Frauenverstand seinerseits nicht, sich eine Herrschaft zu erlisten und heimlich zu behaupten wie sie der Diener selbst seinem Gebieter nie über sich zugestehen würde. Kein Wunder, daß von solchen Hilfsquellen vergiftet, viele Frauen in Wuth gerathen ob dem menschheitlichen Drang, der da außer ihnen sich regt, und ein edles Gleichgewicht in der Welt anstrebt.

Diejenigen Frauen, deren offenem Gemüth es widerstrebt, so unterirdisch zu arbeiten, schließen sich wohl der Bewegung an, versuchen sich meist aber nur in halben Kreisen, aus Furcht in den Raum zu fallen, d. h. Männer zu werden, als wenn mit der Uebertretung der gewohnheitsheiligen Schranken nothwendig das Selbst verläugnet werden müßte! — Weil die Halbheit, um nicht

ganz zu werden, immer wieder rückwärts muß, so darf die unbefangene Frage nicht bestreiden: wozu dieser Kraftaufwand? Werden auch die bestehenden Vorurtheile auf die Art kaum erschüttert, die Spur des Anlaufs geht dennoch nicht verloren, und was heute noch die Erwachsenen als Wagstück liegen lassen, daran üben sich morgen die Kinder.

Nicht minder gefährlich als die Furcht ist die Eitelkeit, der schwache Stiel, welcher so manche schimmernde Frauenblüthe hält, aber schon beim Luftzug der heranschwirrenden Biene versagt, daß die Glänzende zitternd zu Boden fällt.

Jede wahre Seelenblüthe ist ein neues Licht am Menschheitsbaum. Obschon alle gleich in der Richtung, denn welche Flamme lodert unterwärts? wie unterschieden sind sie dagegen an Größe, Farbe und Standort. Je stärker die Lichtstämme, je leichter berühren sie sich in den ausflammenden Zweigen; die kleinen Stämmchen aber, die noch ängstlich den nährenden Grund fassen, verharren starr in kahlem Abstand, bis etwa ein Sturm das junge Leben ganz ergreift und nachbarlich biegt. — Die eigenthümliche Farbe der verschiedenen Lichtlein hängt eben von ihrer Reinheit ab, und schimmert bei der oft wunderlichen Vermischung nur etwas tiefer aus dem Grund hervor.

Noch leuchten die Frauen in der Doffentlichkeit so spärlich, und doch erhebt sich darüber ein Angstruf, als ob die ganze Welt von solchem Licht erblinde. Während nun alle Urstoffe zu dessen Löslichung aufgehoben werden, haben die bedrohten Frauen vorläufig fast keine andere Wirksamkeit, als eine abwehrende, die sich begnügen muß, den einmal eingenommenen Platz zu behaupten. Rasch und sicher zugleich könnte der angefachte Geist sich sammeln und ausbreiten, wenn nur die zerstreuten Vorkämpferinnen die Angriffe der Gegner für gefährlich genug hielten, um statt einzeln, gemeinschaftlich in gegliederter Reihe, hier und dort, wie überall den Kampf zu bestehen. So aber ermattet zuletzt ihre einsame Kraft im ruhelosen Streit von Einer gegen Tausende, und ihr Streben gleicht einer Hungerquelle, die da in der Trodnis verstickt, um auf die Fruchtbarkeit des kommenden Jahrhunderts hinzudeuten. —

3.

Das Gute nimmt sich bedenklich viel Zeit, damit die Klage auch ihr Recht behält. — Die Bewegung weit entfernt allgemein unter den Frauen zu sein, schwankt noch zwischen oben und unten in dem Mittelstand, den sie einst als Schwerpunkt behaupten wird, so nothwendig als sie von ihm ausgegangen ist. So wie die untersten Luftschichten zu schwer sind, und die obersten zu leicht, um auf die Dauer darin athmen zu können, so sind die Armen der Gesellschaft zu erdennah, die Reichen hingegen zu erdenfern, um das Bedürfnis der

Seele, das mitten inne zwischen Muß und Willfür liegt, wahrhaft zu empfinden.

Bei Noheit ihrer Bedrücker würden die Frauen des untern Standes fast erliegen, wenn als Folge der größeren Einfachheit der Verhältnisse nicht auch die Mittel zur Abhilfe greifbarer wären. Die von Mann und Frau im Gefühle des Hungers getheilte Handarbeit, ist auf dem besten Wege sie von einander abhängig zu machen.

Aber in jener Höhe der Gesellschaft, wo kein Mangel den gegenseitigen Austausch der Kräfte gebeut, begegnen sich die beiden Geschlechter nur in der Mittheilung des Genusses, dessen ungetrübte Erschöpfung man gern dem weiblichen Spieltrieb zur Aufgabe stellt.

Während nun der obere Stand vorzugsweise die unendliche Bestimmbarkeit des Frauengeistes zu entwickeln scheint, drängt der wetteifernde Mittelstand im ängstlichen Gefühl seiner Grenzen, zeitig auf Bestimmung, auf Handlung hin. Die Mäßigkeit der Mittel treibt die Kraft mehr auf einen Punkt, mit der Sammlung bleibt dann das Maß und die Fassung nicht aus; die Fassung, welche aber, um nicht Schranke zu werden, der Verschiedenartigkeit der weiblichen Anlage nachzukommen hat, unabhängig von der männlichen Zuchtschere, wenn überhaupt die Menschheit in beiden Geschlechtern sich auswaschen darf.

So sehr die Frauenbestrebungen dem herrschenden Ordnungsgeist zuwider laufen, was der Mittelstand nachgiebig in seinem Schooße gehegt hat, das kann er nun im Stillen nicht mehr bewältigen, und so arbeiten die verschwiegenen Kräfte in sichtbarem Gedränge schon da und dort hinaus.

Wie weit aber das Gesamtstreben reichen wird, wo das Ganze hinielen und wie es sich ausgestalten wird, das hängt so genau mit dem schwellenden Fortwuchs zusammen, daß wir noch so lange denken und zweifeln, oder wünschen und hoffen dürfen bis das Geheimniß sich selber verräth. —

Heidelberg. Hedwig und Eleonore.

Eugen Sue.

(Fragment.)

Wenn der alte Glaube, daß ein ewiger Dämon die Menschenseele schaffe in seiner mystischen Art, etwas Wahres an sich hat, so müssen wir bekennen, daß der Geist der Seele nur selten aus seinen schaffenden Händen einen Menschen hervor gehen läßt, der völlig mit sich und seinen Kräften abschließt; der im Stande ist, dieselben zu übersehen und zu verarbeiten. Wenn das im Allgemeinen auf die Menschheit überhaupt angewandt werden kann, so läßt sich auch die schreibende Menschheit, welche stets in gewisser Hinsicht das Gepräge der Gesellschaft der sie angehört repräsen-

tirt, noch weit mehr durchführen. Eine solche nicht fertig gewordene Seele ist Eugen Sue.

Einer der lächerlichsten Vorwürfe, den man einer Literatur überhaupt machen kann ist der, daß sie nach Effect hasche. Es kann doch wahrhaftig Niemand, am allerwenigsten aber der Literatur einer Nation zum Vorwurf gereichen, wenn sie Ruhm zu erlangen sucht und hierbei die Grenzen, welche der Literatur durch Aesthetik und öffentliches Urtheil gesteckt sind, nicht überschreitet. Man hat den französischen Schriftstellern ihre colossale Reichthigkeit vorgehalten, ohne zu bedenken, daß die deutsche Literatur im ganzen noch viel leichter ist, als die französische und es nicht Schuld der Franzosen ist, daß die Uebersetzer in Deutschland sich gleich Raubvögeln jedes französischen Werkes bemächtigen, um es zum Schaden deutscher Belletristik in unsern Leihbibliotheken einbürgern zu lassen. Einianderes ist es, wenn der tiefer eingehende Kritiker den Uebelstand des „Nicht lästig Gewordenseins“ bei den französischen Schriftstellern rügt — nur wenige können dies von sich sagen. — Unter diese gehört unter Andern Alexander Dumas, der seine Feder stets der trivialsten Unterhaltung lieb und sein Ziel eine Minute lang gefamnt. —

Anders Eugen Sue. Sue hat sich über das Mittelmäßigkeitsniveau der Unterhaltungsliteratur erhoben — aber zu hoch erhoben. Sue hat sich ein Ziel gesteckt, das er nicht zu erreichen vermag, er verschmäht es trotz seiner großen Ideale doch nicht, von Zeit zu Zeit auf den gewöhnlichen Weg zurückzukehren, und so entstehen dann Producte, die den denkenden Leser in Zweifel lassen, ob er dies oder jenes wirklich geschrieben oder ob ein Uebersetzer aus einem gewöhnlichen Romane zu besseren Erfolge den Namen Sue vorgeedruckt habe.

Eine consequente Würdigung, ein gesamntes Urtheil über Sue's schriftstellerische Wirksamkeit gehört ins Reich der Unmöglichkeit. Seine See-Romane sind mißlungne Nachahmungen Cooper's, die wenig Erquickliches darbieten, seine „Marine-Geschichte“ gleicht den halbverrückten historischen Werken Dumas, in vieler Weise besser sind schon die historischen und Sittenromane unter denen wohl die bekannte „Mathilde“ am besten gelungen ist. Sue's sociale Romane endlich, welche sein eigentliches Element bilden, in denen er den vorhin erwähnten kühnen Anlauf genommen, sollen den Gegenstand unserer Betrachtung für heute bilden. Wir haben es hier mit drei beziehungsweise vier zu thun; es sind dies „die Geheimnisse von Paris“ der „ewige Jude“ die „Geheimnisse des Volkes“ (unvollendet) und in gewisser Hinsicht die „sieben Todssünden“.

In den „Mysterien von Paris“ (wir dürfen wohl voraussetzen, daß die hier genannten Romane

unsern Lesern sämmtlich bekannt sind) sind die Hauptfiguren entschieden caricirt. Die Marien-Blume, Tochter des etwas überspannten sonst aber edlen Großherzog Rudolph von Gerolstein ist in ihrer mystisch pietistischen Reue ein wahrer Hohn auf alles was menschlich schmeckt und menschlich fühlt. Nicht zufrieden damit einen so zerstückten und unklaren Charakter geschaffen zu haben setzt Sue durch sein „Gerolstein oder Schluß der Geheimnisse von Paris“ der Lächerlichkeit des unglücklichen Mädchens die Krone auf. Clemence von Harville und der Edelmann Murph obgleich untergeordnete Figuren sind glücklich portrairt, die Verbrecher-Gestalten Sue's zeigen, daß der Arbeit ein ebenso ernstes als trauriges Studium vorgegangen ist. Die Schlüpfrigkeit, welche man vielfach dem Romane vorgeworfen, ist trotz der grausenhaften und gemeinen Scenen nirgends in's Obscöne gezogen, im Ganzen ist er ziemlich spannend — aber befriedigt nicht.

Eugen Sue's Meisterwerk, der „ewige Jude“ hat durch die Titelfigur die sich nicht als rother Faden sondern als Kobold durch das Buch zieht, einen abenteuerlichen Beigeschmack erhalten, wiewohl dies den Werth desselben nicht beeinträchtigen kann. Die Jesuitenränke und mannigfache gesellschaftliche Uebelstände waren die Fragen, welche Sue in Romaneform zu behandeln unternahm. Das ist ihm wieder mit Aufopferung aller Anforderungen die an einen Roman zu machen sind gelungen. Für den traurigen Ausgang können uns die mannigfaltigen Schönheiten des Buches nicht entschädigen wenn schon anerkannt werden muß, daß Sue im letzten Capitel und im Epilog den Leser zu versöhnen sucht. Die Gestalten bis auf die des Prinzen Djalm, welche einen unbehaaglichen wie Rüdternheit schmeckenden Eindruck zurück läßt,^{*)} sind meisterhaft gegeben. Als die prächtigste Figur in der ganzen Reihe von Idealen, die uns Sue vorführt, müssen wir Adrienne von Cardoville bezeichnen, die in Hinsicht der Veredlung und Bergöttlichung einer entzückenden Sinnlichkeit das Möglichste leistet. Der Abbé Gabriel von Kennepont ist ein unbestimmtes Zwittergeschöpf vom liebevollen Priester und pietistischen Schwärmer, sein Adoptiv Bruder Agricol, ein getreuer Repräsentant der besten Duvriers von Paris, entzückt den Leser weit mehr als er. Dagobert ein alter Soldat der Kaiserzeit. Marichall Simon, der alte Simon, eingefleischter Bonapartist, Franz Hardy ein liberal-philosophischer Bürger, Republikaner, und tüchtiger Arbeiter, die Maieur ein erkrüppeltes Mädchen aus dem Volke, der

^{*)} Eben so wenig wie A. v. Chamisso mit seinen Schildrungen der otacitischen Wilden großen Anklang fand, kann, dem in Civilisation aufgewachsenen Europäern die Anpreisung der naturwüchsigsten Leidenschaften des Indiers behagen.

alte Jude Samuel und einige untergeordnete Leute denen die Jesuiten Rodin, d'Algrigny u. s. w., die alte Fürstin von St. Dizier und der Dr. Baleinier feindlich gegenüberstehen, sind die übrigen Charactere. Gefellegend wie wohl wahr ist Jacques Dumoulin der orthodoxe Schriftsteller und wilder Bachant geschildert. Die Bachanten Königin und die Griesette Rosa Pompon lassen Niemand zu einem Urtheil über sie gelangen.

Die „Geheimnisse des Volkes,“ leider unvollendet, hatten sich die undankbare Schilderung der Schicksale einer Proletarierfamilie seit Jahrhunderten zur Aufgabe gesetzt und soweit sie erschienen sind, mit Geschick gelöst. Ein Meisterwerk ist die Schilderung der Kreuzigung Jesu Christi.

Die „sieben Todsünden“ vor wenig Wochen erst beendet, möchten wir bei anderer Gelegenheit besprechen, wir schließen mit dem Ausspruche der „Democratie pacifique“ „Eugen Sue ist ein Talent, das die Vielseitigkeit seiner Richtungen kräftigen, aber auch zertrümmern kann.“ Bei dem Stande der Dinge in Frankreich ist leider eher das Letztere zu erwarten. Ad.

Die Wittwe zu Cöln.

Historische Anekdote.

(Fortsetzung und Schluß aus Nr. 18.)

Marie Marianni verbarg ihr Gesicht in ihr Taschentuch, und sprach den Rest des Abends hindurch kein Wort mehr. Brigitte aber ließ ihr Mädchen emsig schnurren, und rief sich mancherlei Einzelheiten aus dem Leben und Treiben ihrer Herrin in's Gedächtniß, über welche sie sich nun Gedanken machte. Schon oft hatte sie die „alte Nonne“ dabei überrascht, wie diese alte Pergamente und Urkunden mit großen Siegeln von rothem Wachs las, die sie dann, bei Brigittens Eintritt, stets rasch in einem kleinen Eisenkästchen verbarg. Oft pflegte die Matrone auch im Schlafe zu sprechen, und in einer Nacht, wo die Frau am Fieber litt, hatte Brigitte selber gehört, wie ihre Herrin in Tönen des tiefsten Entsetzens gerufen: „Nein, ich will ihn nicht sehen! Nehmt jenen rothen Rock hinweg — jenen Mann des blutigen Mordes!“ Dies Alles beunruhigte jetzt das schlichte Gemüth der armen Brigitte, und doch wagte sie nicht, hierüber mit ihrer gewöhnlichen so stolzen und verschlossenen Gebieterin zu reden. —

Am Abend des folgenden Tages saßen die beiden Matronen abermals schweigend beisammen, als sich ein Pochen an der Thür hören ließ. —

„Wer mag es sein, der um diese späte Stunde noch pocht?“ fragte Marie Marianni.

„Ich kann es nicht errathen, Frau,“ versetzte die alte Magd; „neun Uhr ist schon vorüber!“

„Man pocht wieder! Geh' hinaus, Brigitte, und sieh', wer es ist! aber öffne die Thür behutsam!“

Die Magd nahm das trübe Dellämpchen vom Kaminschoofe und ging nach der Thür. Als bald kehrte sie zurück und ließ den Vater François, einen alten französischen Priester, der in der Stadt wohnte, in die Stube treten. Er war ein Mann von etwa fünfzig Jahren, dessen hohle Wangen, scharf markirte Züge und durchdringende stechende Augen seinem Außern einen unheimlichen und nichts weniger als geistlichen Ausdruck verliehen.

„Welchem Anlaß verdanke ich diesen späten Besuch, ehrwürdiger Vater?“ fragte die alte Dame.

„Wichtigen Nachrichten, die ich Euch mittheilen will,“ war die Antwort.

„Laß uns allein, Brigitte!“ sagte die Gebieterin, und die alte Magd nahm ihr Lämpchen und schlich sich hinauf in ihre ungeheizte Oberstube.

„Was habt Ihr mir mitzutheilen?“ fragte Marie Marianni den späten Gast.

„Ich habe Nachrichten aus Frankreich erhalten!“

„Sind es gute?“

„Um, es sind etliche darunter, welche unter Umständen dafür gelten können,“ versetzte der Mönch.

„Haben mich die Sterne also nicht ganz getäuscht?“ murmelte die Frau.

„Wie, Madame!“ rief der Mönch in vorwurfsvollem Tone; „haltet Ihr denn wirklich Etwas auf diese lügnerische Sterndeuterei? Glaubet mir, gnädige Frau, es ist eine Versuchung des Satans, der Ihr widerstehen solltet! Habt Ihr noch nicht genug wirkliches Unglück und Unbill erlebt, daß Ihr Euch noch mit eingebildeten Schrecken quälet?“

„Wenn es eine Schwäche ist, ehrwürdiger Vater! so theile ich sie mit manchen großen Geistern. Wer mag aber an dem Einflusse zweifeln, den die Himmelskörper auf die irdischen Dinge und die Menschenschicksale ausüben?“

„Lauter Nichtigkeit und Irrthum, meine liebe Tochter!“ sagte der Priester ernst. „Wie kann ein aufgeklärter Sinn und ein erleuchtetes Gemüth wie das Eure sich überreden, daß die Ereignisse auf Erden irgend einer andern Macht ihre Anordnung verdanken, als dem Willen des himmlischen Vaters!?“

„Wir wollen über diesen Punkt nicht mit einander rechten, ehrwürdiger Herr! Sagt mir lieber, was für Kunde ihr aus Frankreich bringt?“

„Die Unzufriedenheit der Notabeln über den Premierminister hat nun ihre höchste Höhe erreicht. Henri d'Essiat, Großstallmeister von Frankreich und des Königs Günstling, hat sich zu ihnen

geschlagen, und in das Complot auch den Herzog von Bouillon und Monsieur, den Bruder Sr. Majestät gezogen. Ein Traktat, den man mit dem Könige von Spanien insgeheim abzuschließen im Begriff steht, soll dem Lande Frieden geben, unter der Bedingung, daß der Kardinal entfernt werde!“

„Gott sei Dank!“ sagte die alte Frau.

„Gleichwohl aber dürfen wir der Sache nicht allzuviel Vertrauen schenken, Madame!“ fuhr der Geistliche fort. „Fahret fort mit aller Behutsamkeit zu handeln und euch das Ansehen vollkommener Resignation zu geben. Besuchet häufig die Kirche, worin ich Messe lese, nehmet eure Stelle am Ende des rechten Seitenschiffes, und ich will Euch dann von meinem nächsten Besuche in Kenntniß setzen.“

„Es soll also geschehen, ehrwürdiger Herr!“ sagte die Matrone.

Der Priester schlug seinen weiten Mantel wieder um sich und ging, nachdem Brigitte von ihrer Herrin herbeigerufen worden, um ihm die Thür zu öffnen.

Von dieser Zeit besuchte die alte Frau jeden Morgen regelmäßig die bezeichnete Kirche; sie sah den Vater Francois oft, aber er redete sie niemals an und gab auch das erwartete Zeichen nicht. Die ungewohnte Anstrengung des täglichen Kirchenganges, vielleicht auch das Fieber getäuschter Erwartung, und die Erkältung auf dem Steinboden der Kirche wirkten unverkennbar ungünstig und sehr rasch auf den Gesundheitszustand der alten Dame. Sie bekam häufige Anfälle von Wechselfieber, und ihre großen hellen Augen schienen jeden Tag heller, glänzender und größer zu werden. Eines Morgens, als Vater Francois bedächtig und feierlich das Schiff herunter kam, neigte er sein Haupt ein wenig gegen sie und flüsterte: „Alles ist verloren!“

Mit gewaltthätiger Selbstbeherrschung unterdrückte Marie Marianni alle äußeren Zeichen der fürchterlichsten Aufregung, welche diese Worte in ihr hervorgerufen hatten, und wankte wie gebrochen in ihre öde freudenleere Behausung zurück. Am Abend kam Vater Francois zu ihr, und ihre erste Frage, als sie sich ohne Zeugen gegenüber standen, war: „Ehrwürdiger Vater, was ist geschehen?“

„Herr von Cing-Mars ist verhaftet!“

„Und der Herzog von Bouillon?“

„Geflohen!“

„Und der Vertrag mit dem Könige von Spanien?“

„In dem Augenblick, wo er in Madrid unterzeichnet wurde, bekam der schlaue Kardinal eine Abschrift davon in die Hände,“ versetzte der Mönch.

„Und wer verrieth das Complot?“

„Ein geheimer Agent des Kardinals, der sich in die Verschwörung eingeschlichen hatte.“

„Sollen denn meine Feinde stets triumphiren?“ fragte die Matrone mit verzweiflungsvoller Bitterkeit.

„Der Kardinal Richelieu ist mächtiger als je, und der König noch abhängiger von ihm als früher!“

„Genug, genug!“ rief die Matrone.

Noch in derselben Nacht befiel ein hitziges Fieber die alte Dame. In ihrem Delirium verfolgte sie stets die Gestalt des Mannes in dem rothen blutigen Gewande, und die Hirngespinnste, welche sie plagten, waren entsetzlich anzuhören. Brigitte, welche neben ihrem Bette saß, betete für sie, und die Kranke erholte sich nach Monatsfrist allmählig wieder langsam. Von der Last der Jahre, von Armuth und Ungemach darnieder gedrückt, fühle übrigens Marie Marianni, daß es mit ihr rasch zu Ende ging. Trotz dem Ab-rathen des Vater Francois nahm sie doch wieder zu ihren astrologischen Karten ihre Zuflucht, auf welchen in rothem und schwarzem Drucke die verschiedenen Häuser der Sonne und die Constellationen des Sternes, unter dessen Einfluß ihre Geburt stand, abgebildet waren. Diesmal aber waren die Omina ungünstig, welche sie aus denselben las, und allen geistlichen Zuspruch und Trost verschmähend, — elend in diesem Leben und ohne Hoffnung auf das jenseitige, starb Marie Marianni in Anfang des Monats Juli 1642.

Sobald ihr Tod ruckbar geworden war, kam eine Magistratsperson der freien Reichs- und Hansestadt Cöln in ihr Haus, um eine amtliche Aufnahme der Namen der Verewigten und ihrer Erben vorzunehmen. Brigitte konnte aber hierzu keine befriedigende Auskunft geben, denn Alles, was sie von ihrer verstorbenen Herrin wußte, war, daß sie eine Ausländerin gewesen. Da ließ man den Vater Francois holen, und der sagte: „Ich kann Euch über den Namen ihrer Erben Auskunft geben. Sie sind — schreibt es mir nur wörtlich nach: — der König von Frankreich; Monsieur der Herzog von Orleans; und Henriette von Frankreich, Königin von England.“

„Und wie hieß denn die Verstorbene?“ fragte der Herr vom Magistrate erstaunt.

„Sie war die erlauchte und großmächtige Prinzessin Marie von Medicis, Wittwe Heinrich's des Vierten und Mutter des regierenden Königs von Frankreich.“

H. A.

Blicke in die Kunde.

Adolph Böttger neueste Dichtungen, „Düstere Sterne“ (Leipzig, F. Fleischer) enthalten den

„Pausanias!“ „die Rose von Bethanien!“ und „Don Juan und Maria!“ Daß Adolph Böttger einer der besten neuern deutschen Dichter und derselbe dem Publicum nur Gediegenes darbietet, versteht sich von selbst. A.

Wie weit gewisse Blätter herunterkommen können die nicht auf der Höhe ihrer Zeit standen, davon sind z. B. die „Abendzeitung“ und Saphir's „Humorist“ Beispiele. Die erstere hat summa summarum 72 Auflage. — Der letzte wird außer Wien gar nicht mehr gelesen. A.

Das städtische Kunstmuseum zu Leipzig, das sich mit jeden Tage verschönert und vermehrt, wird bald genug ein eignes Haus erhalten müssen, da die demselben angewiesenen Räume der ersten Bürgerschule nicht mehr ausreichen werden. A.

Der Prozeß Johanna Wagner's in London ist zu ihrem Nachtheil entschieden worden — sie darf dort nicht singen, obwohl Lumley, ihr Kläger seinen Contract ihr nicht gehalten hat und Johanna Wagner sich sogar erboten haben soll in seinem Theater unentgeltlich singen zu wollen, um nur dieses lästigen Prozeßes los zu werden. In dieser Angelegenheit fällt keine Schuld auf Fräulein Wagner, ihr Geschäftsführer der zugleich der Geheime Agent Lumley's ist, Dr. Bacher, scheint der eigentlich Schuldige zu sein.

Briefe.

Bern, Anfang Mai 1852.

Um das Elend Europas zu vergessen, muß man schlafen, wenn nicht den ewigen Schlaf, so den kurzen, mit Träumen durchweht. Mir war's, als hätte ich lange geschlafen, als ich neulich Ihre Zeitung in die Hände bekam, und ich erwachte wieder völlig, zum neuen Leben, rieb mir die Augen und fragte mich, ob es denn wirklich möglich, daß ich seit einem langen Jahre mich um gar nichts bekümmert, nichts gelesen, nichts gethan, außer dem häuslichen Beruf gelebt, die schöne große Natur der Alpen bewundert und geträumt von der Vergangenheit und Zukunft!

So will ich denn einmal von der Gegenwart schreiben. Noch nie habe ich das Elend so gesteigert gesehen, wie jetzt hier. Die Kartoffeln sind voriges Jahr misrathen und Saamen jetzt zu kaufen, liegt nur in der Macht der Bemittelten, so übermäßig theuer sind hier die Kartoffeln und dabei so schlecht, daß auch wieder eine Mißernte zu erwarten ist. Die Thüren der Bauern und Pächter werden vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht von hungernden, zerlumpten Bettlern belagert die selten abgewiesen werden, aus Angst vor Rache. Noch nie hat man so viel von Feuerverheerungen gehört wie jetzt und immer sind sie angelegt. In der Stadt ist dasselbe Elend, der Mittelstand giebt

so lange als er kann, die reichen Patrizier sind unzugänglich durch ihr Heer von Dienern, durch seine festen Gebäude und durch den Respekt, den sie noch einflößen. — Es ist ein gewöhnliches Aushilfsmittel, eine tägliche Kost der Armen hier, sich aus Kleie und dem in der Schlachtbank aufgefangnen Blut Suppe zu kochen und nicht nur allein Erwachsene damit zu nähren, sondern auch kleine Kinder, die noch Säuglinge sein sollten, damit aufzuziehen. Wie bestialisch wild muß das nicht machen!

Die neugetroffene Wahl der Regierung, wo die Schwarzen, die Patrizier gesiegt, haben zu großer Aufregung Platz gegeben. Die Weißen sind sehr muthlos; man fürchtet sogar, daß selbst für die Flüchtlinge, welche sich mit Vermögen ausweisen können, kein Bleiben mehr hier ist. Natürlich herrscht große Unzufriedenheit, mit Bewußtsein und ohne dasselbe. Die Bettler werden angestachelt, sich um Unterstützung an die Schwarzen zu wenden. Die Unwissenden suchen den Grund dieser Benennung nur in der schwarzen Kleidung, was zu manchen lächerlichen Anekdoten Anlaß giebt. So ging ich gestern schwarz gekleidet auf der Straße, da sprachen mich zwei starke Mädchen mit der Bitte an: man habe sie in ihrer Noth an die Schwarzen gewiesen. Ich wies sie ab und sagte, jetzt im Frühling gäb' es Arbeit und Unterkommen bei den Bauern. Darauf antworteten sie, was es ihnen nütze, die Felder zu bestellen, wo die Schwarzen ernten und sie höchstens Aehren lesen dürften. Als ich ihnen sagte, ich sei eine Weiße, wichen sie scheu zurück und riefen: die ist toll! sie will weiß sein und geht doch ganz schwarz! — E.

Versuch einer Kritik des Socialismus.

Von Minna Zimmermann.

(Fortsetzung aus Nr. 18.)

Es müssen Mittel gefunden werden, dem Arbeiterstande Frankreich's unverzinsliche Anleihen zu verschaffen. Zu diesem Zweck soll eine Volksbank etablirt werden; ein Fond für dieselbe wird nicht erfordert, da dieser sich, und zwar in fortlaufender Steigerung durch das Princip der Anlage findet. Es sollen nämlich Bankzettel ausgegeben werden, die dadurch ihren Werth erhalten, daß alle Interessenten der Anstalt sich verpflichten, sie zum Nennwerth anzunehmen. Gegen diese Zettel kauft ein Arbeiter von dem andern alle Gegenstände des Gebrauchs, und da, wie sich vermuthen läßt, die Verbindung bald den ganzen Arbeiterstand Frankreich's umfaßt, bildet derselbe eine ganz besondere Klasse dem Besitzstand gegenüber, der durch diese Emancipation des arbeitenden Theils mit seinen Bedürfnissen abhängig von derselben wird. Hierauf scheint der ganze Plan gegründet. Denn bis jetzt hat die Bank noch

keinen Fond, sie soll ihn erst erhalten durch das Hinzutreten des Capitalisten, um Gebrauchsgegenstände zu erhalten, muß dieser Bankzettel haben, man wird ihm diese aber nicht geben ohne die Einlage baaren Geldes. Hierin scheint eine Ungleichheit der Bedingungen zu liegen, allein nach Proudhon nur eine scheinbare. Denn der Arbeiter hat seine Arbeit gegen den Bankzettel zur Disposition gestellt, sie gleichsam als Unterpfand und Einlagekapital gegeben. — Die Bank hat nunmehr durch den Hinzutritt derer, welche statt Arbeit Geld geben, ein Baarvermögen erhalten, sie bestimmt den Zinsfuß, dieß steht ihr ja vollkommen frei, und setzt solchen auf 1 Proc. fest. Wenn also die Arbeiter statt Produkte Geld empfangen will, so hat er nur 1 Proc. Zinsen zu zahlen. Proudhon hat nunmehr erlangt, was er fordert. Jetzt wird zur Herabsetzung des Zinsfußes im Allgemeinen geschritten. Um Rechtsgründe ist er nicht verlegen. Denn — dies ist seine Erklärung, durch die Volksbank ist der Staat in den Stand gesetzt, sich jederzeit Kapitalien zu 1 Proc. zu verschaffen, warum soll er mehr geben? Daß in der Volksbank für den Staat gar keine Kapitalien sind, wird unglücklicher Weise übersehen. — Jetzt ist nur noch ein Schritt zu thun, nemlich den Zins ganz aufzubeheben, und man wird ohne Bedenken dazu schreiten können, wenn man noch vorher dieselbe Einrichtung bei der Volksbank getroffen. Ist dieser Zustand aber erst erreicht, so ist die ersehnte Wohlfahrt für alle gefunden.

Dies System legt seine wunderlichen Schwächen offen vor Jedem dar, der sich die Mühe nimmt, einen Blick darauf zu werfen und es ist fast unerklärlich, wie ein so scharfsinniger Denker wie Proudhon, dasselbe ausbrüten und mit fester Ueberzeugung der Welt als Rettungsmittel bieten konnte. Man sieht leicht, daß die ganze Volksbank nichts anders ist als eine schwache, dünne Verschleierung, hinter welcher der Angriff auf das Eigenthum, durch Aufhebung des Zinses vor sich gehen soll. Denn ein Eigenthum entwerthen heißt doch wohl, es dem Eigenthümer entfremden, obgleich der Erfinder nicht zugiebt, daß dies geschah. Denn sagt er, der Staat giebt auf der einen Seite, indem er auf der andern nimmt. Er entzieht dem Kapitalisten zwar die Möglichkeit, von seinem Einkommen ohne Arbeit zu leben, bietet ihm dagegen die Gelegenheit, durch Arbeit den Ausfall zu decken. Wer erkennt hier nicht die glänzende Sophistik! War ja der Reiche immer schon im Besitz der Arbeitsmittel! Er konnte sich Werkzeuge und Rohstoffe kaufen und zu produciren anfangen mit physischen Kräften. Der Staat nimmt ihm also was er besaß und giebt ihm nichts wieder, was er nicht hatte; er zwingt Alle, welche Alter, Krankheit, anezogene Schwäche und Ungeübtheit von körperlicher Arbeit zurückhält, ihre Kapitalien

zu verzehren, mit der Ungewißheit, ob sie bis ans Lebensende austreichen.

Abgesehen aber von dieser sittlichen Unvollkommenheit zeigt der Plan Hinsichts der Ausführbarkeit den Grundfehler der Schule in ausgedehntester Weise. Daß es so aber nicht ist, giebt Proudhon selbst zu, da er den Wohlhabenden heranziehenden will. Wie soll dies aber geschehen? — Er beruht zunächst auf der Voraussetzung, daß der Arbeiterstand bereits die Mittel zur Arbeit habe, wie könnte er sonst gegen beschriebene Zettel sowie Productionen zu dem beabsichtigten Austausch darstellen. Es erscheint also unnöthig dem Arbeiter erst Geld durch die Volksbank zu verschaffen. Wahrscheinlich soll durch die Einrichtung derselben besonders der Absatz vermittelt werden. Wenn aber der Arbeiterstand diese in sich bewirken kann, so braucht er den Reichen nicht und kann unter sich kaufen und verkaufen auch ohne Bankzettel, die nur die Erleichterung des Verkehrs bezwecken. Werden der Bodenbesitzer oder der Kaufmann ihre Erzeugnisse und Waaren hergeben gegen Bankzettel, wenn sie baares Geld dafür haben können? — Die Volksbank erscheint eigentlich als eine Falle, um das Kapital darin zu fangen und fest zu halten. Dann erst wird man es heranziehen, dann den Zinsfuß erniedrigen. Wird es sich fangen lassen? Wird der freie Zugvogel nicht über die Grenze eilen, wo man es gern aufnehmen und willig verzinsen wird? — Tausend ähnliche Fragen treten hier noch entgegen und beantworten sich selbst.

Das wäre denn der Ausgangspunkt des Socialismus, oder mindestens sein heutiger Standpunkt. Es scheint sonach noch nicht viel gewonnen. Dennoch ist dies geschehn. Es sind zwei Erwerbungen gemacht worden, welche die Frage ihrer Lösung um einen mächtigen Schritt näher gebracht. Denn zunächst ist, aller Gegenanstrengungen ungeachtet, zur Evidenz erwiesen, daß der Inhalt der Schule nichts anders ist, als: Aufhebung des Eigenthums, eigenmächtiger Eingriff in dasselbe, sein Grundsatz ist nicht: Besitz-erwerbung, sondern: Besitzergreifung, selbst Proudhon hat dies später zugegeben, und mit dieser Entscheidung ist der Socialismus vor den sittlichen Bewußtsein unerrettbar verloren. Es ist durch jene Erstrebungen aber auch — und dies ist von außerordentlicher Wichtigkeit — endlich der Hauptpunkt losgelegt worden, auf welchen alle Verbesserungsversuche sich hinzurichten haben, nemlich der Mangel an Absatz, als Hauptquelle der Verarmung; hier zeigt sich das Verdienst der Schule. Es sei der Verfasserin erlaubt, auf Beides noch in möglichster Kürze einzugehen.

Es war unmöglich, daß die denkenden Socialisten sich über den Grundbegriff ihrer Lehre, die Vernichtung des persönlichen Eigenthums in dauernder Bewußtlosigkeit hätte befinden

sollen; es wurde dies von Beginn der Schule an gefühlt, auch mitunter wohl erkannt und darum von den geistreichsten Mitgliedern der Versuch gemacht, die Entscheidung auf das Gebiet des Rechts hinüber zu ziehen, während Andre ihr Gewissen durch halbe Zugeständnisse abzufinden trachteten. — Bazar, der bedeutendste Schüler St. Simons, erklärte nicht das persönliche Eigenthum, wohl aber das der Familie abschaffen zu wollen. Man kann sich eines Lächelns kaum erwehren, wenn man diese Wendung betrachtet. Denn die Abschaffung des Erbrechtes hebt ja den Begriff des Eigenthums vollkommen. Was ist das Kennzeichen des Eigenthums anders, als die freie Verfügung über dasselbe, unter welchem Gesichtspunkt das Hinterlassen an Erben doch nur betrachtet werden kann. Ob diese Verfügung nun am Schluß oder inmitten der irdischen Laufbahn getroffen wird, das ändert den Charakter nicht. Eine Aufhebung des natürlichen

Erbrechtes kann zu keinem Resultat führen, denn was hilft diese, wenn der Sterbende nichts verhindert werden kann, seine Habe für den Testamentsact an die Nachbleibenden zu verschenken. Auch dies verbieten aber macht es ihm noch nicht unmöglich, seine Hinterlassenschaft noch vor dem Tode zu verschenken. (Das Testament ist eigentlich eine bequeme und sichere Art des Verschenkens, die mehr der Vernunft entspricht, da es Niemanden zugemuthet werden darf, sich der Mittel zur Befriedigung seiner Bedürfnisse berauben, ehe diese aufgehört haben.) In konsequenter Durchführung aber folgt von selbst, daß wer im Tode nicht verschenken soll, es auch im Leben nicht thun darf; denn der Tod kann ja unerwartet früh erfolgen, aber auch wenn dies nicht geschieht, verringert das Geschenk den Besitz also des Erbe. Somit ist der Eigenthümer vollkommen verschunden und nur das Nutznießen übrig geblieben.

(Fortsetzung folgt.)

Allgemeiner Anzeiger.

174] Am 3. und 4. Juni 1852

Große Geldverlosung der freien Stadt Frankfurt

mit 12,511 Gewinnen unter 24,000 Loosen.

Hauptgewinne: Fl. 200,000. 2 à Fl.

10,000. 40,000. 25,000. 2 à 20,000

2 à 15,000. 12,000. 3 à 10,000. Drei-

ginallose à Rthlr. 4, halbe à Rthlr. 2, viertel à Rthlr. 1 sind gegen Einsendung des Betrags von unterfertigten Handlungsheuse zu beziehen. Pünktliche und portofreie Zusendung der Loose und amtlichen Ziehungslisten wird zugesichert.

Jacob Meinganum
in Frankfurt am Main.

175]

Feinstes

MACASSAROEL

zur Erhaltung und Beförderung
des Haarwuchses.

Dieses aus den feinsten Ingredienzien zusammengesetzt, aromantisch-wohlriechende Haaröl dringt seiner außerordentlichen Feinheit wegen leicht in die Poren der Haut und stärkt auf eine wohlthätige Weise die Wurzeln der Haare und belebt die absterbenden, weshalb es das sicherste Mittel ist die Haare voll, schön glänzend und geschmeidig zu erhalten; das Ausfallen und Grauwerden derselben zu verhüten, sowie kahle Stellen wieder mit Haaren bewachsen zu machen. Et-

nige Tropfen täglich eingerieben sind hinreichend, um dies zu bewirken, während bei gesunden Haaren das tägliche Einreiben nicht nöthig ist. Daß dieses äußerst angenehm riechende Del ebenfalls den Bartwuchs sehr befördert, versteht sich von selbst. Für Gera allein zu haben bei

G. F. Illgen's Erben.

176]

Paßell-Kasten

für Maler sind stets vorräthig in der

Papier- und Kunst-Handlung.

177]

Aechtes Klettenwurzel-Oel,

à Flacon 7½ Sgr.

Das kräftigste und wirksamste Haarbeförderungsmittel, um nach kurzem Gebrauche eine Fülle junger Haare hervorzubringen, die Haarwurzeln zu stärken, und somit nicht nur das Ausfallen der Haare schnell zu verhindern, sondern denselben neues Leben und den üppigsten Wachsthum zu ertheilen.

Dieses allein ächte Klettenwurzel-Oel hat sich durch überraschende Wirksamkeit einen solchen guten Ruf und starken Absatz erworben, dass es an mannigfachen Nachahmungen unter gleichem Namen nicht mangelt, die in der Regel durch billigere Preise an ihrer Unvollkommenheit zu erkennen sind, und meistens nur aus gefärbten und wenig parfümirten Provencer-Oele bestehen.

Von obigen ächtem Fabrikat ist jedes Flacon mit einem R. gezeichnet und in Gera nur alleinige Niederlage davon bei

G. F. Illgen's Erben in Gera.

Schloss-Strasse Nr. 27.